

Der Tag, an dem General Nyiragongo in schreckliche Wut ausbrach

Maria G. Baier-D'Orazio

Niemand hatte es für möglich gehalten, dass er eines Tages so wütend werden könnte, doch es geschah: Am 17. Januar 2002 raffte das Feuer, das er spie, alles hinweg. Bäume, Tiere, Autos, Häuser. Er nahm alles mit sich, was ihm im Wege stand, und dort wo die Menschen seine Glut dampfende Ankunft nicht rechtzeitig bemerkten, wurde er ihnen zum Grab.



Der Vulkan Nyiragongo

General Nyiragongo – wie anders sollten Bewohner einer Region, die seit zehn Jahren von Kriegen, Aufständen und Rebellionen heimgesucht wird, ihren Vulkan auch nennen? Unwillkürlich muss man lächeln, wenn man sie diesen Namen aussprechen hört: es klingt beinahe liebevoll. Das aber ist mehr als verwunderlich: immerhin hat dieser Berg in nur wenigen Stunden die halbe Stadt in Schutt und Asche gelegt. Der Fähigkeit, nicht mit dem Schicksal zu hadern, begegnet man immer wieder bei den Bewohnern dieser Stadt: In den zwei Wochen, die ich in Goma verbrachte, hörte ich nie auch nur ein Wort des Zornes gegen die Natur, die den Menschen so übel mitgespielt hat. Mit Fassung tragen sie auch all die andere Last, die sich seit Jahren auf ihrem Rücken türmt. „Im Krieg von 1996, den Kabila führte, um den Diktator Mobutu zu stürzen und uns zu befreien, verloren wir unser Hab und Gut durch Plünderung. Die Gegenrebellion von 1998, die uns wiederum von dieser Befreiung „befreite“, brachte uns Arbeitslosigkeit und Armut und es ist seitdem nirgendwo mehr sicher. Soldaten und marodierende Milizen rauben und töten. Und schließlich kam noch der große General Nyiragongo und raffte das wenige hinweg, was uns verblieben war.“ Sie geben es wieder ohne zu klagen. Was sie aber berichten, bleibt weit hinter dem zurück, was Wirklichkeit ist, im Osten der demokratischen Republik Kongo. Der Schock des Vulkans hat alles andere verblassen lassen: die Massaker in den Dörfern, die ständige Angst um Leib und Leben, die Menschen auf der Flucht. Tausende von Kindern, die nicht mehr wissen, wo ihre Eltern sind, ob sie noch leben oder schon gestorben sind, Kinder, die nicht wissen, wohin sie gehören, und die auch nicht wissen, wie sie überleben sollen.

Das Herz von Don Bosco ist groß

„Wir haben derzeit 6000 Anfragen vorliegen, von Kindern, die ihre Eltern suchen oder von Eltern, die ihre Kinder suchen“, sagt Pater Mario, ein Salesianerpater, der zwar erst seit sechs Jahren in Goma lebt, im Kongo als solchem jedoch sein halbes Leben verbrachte. „Letzte Woche konnten 141 Kinder uns verlassen, wir haben ihre Eltern ausfindig machen können. Andere warten noch, derweil finden sie hier bei uns ein Zuhause.“



Kinder, die zuviel vom Leben sahen

Die Konterrebellion auf den sogenannten Befreiungskrieg von Laurent Kabila fand im August 1998 statt, sie überraschte die Familien in der Ferienzeit und riss Familien entzwei. Viele Eltern waren allein zu Verwandten gefahren, nach Kinshasha oder ins Landesinnere, oder es waren die Kinder verweist.

„Die Kinder haben soviel erlebt, gesehen, erlitten“, sagt Pater Mario, „manche mussten mit ansehen, wie ihre Eltern getötet wurden, andere wurden uns vom Roten Kreuz gebracht, die sie irgendwo gefunden hatten, aber alle hatten sie schwere Traumata erlitten. So kamen zu den Kindern, die bei uns in Ausbildung sind

sowie zu den ruandischen Flüchtlingskindern und den Kriegswaisen, nun auch noch diese Kinder hinzu.“

Er lächelt, wie fast immer – das Herz von Don Bosco ist eben sehr groß und von irgend woher kommt immer Unterstützung, auch wenn diese kaum mit dem rasant sich entwickelnden Bedarf Schritt halten kann. In der Tat, das Leben ist quirlig und turbulent in Don Bosco Ngangi, am Stadtrand von Goma - kein Wunder, leben derzeit doch 1300 Kinder auf dem Gelände! So wie überall, ist die Arbeit der Salesianer auch hier armen Jugendlichen gewidmet, ihrer beruflichen Ausbildung: dem Ziel, Menschen aus ihnen zu machen, die erhobenen Hauptes in der Gesellschaft leben können – auch wenn sie auf der Gosse aufgelesen wurden.

Gutes tun, um all das Grauen zu vergessen

Doch Don Bosco im Kongo - insbesondere im krisengeschüttelten Osten des Landes – sieht sich noch einer anderen Wirklichkeit gegenüber: Straßenkinder haben alle ein hartes Leben hinter sich und sind nirgendwo einfach zu betreuen, hier aber gehörten viele Kinder und Jugendliche der Armee und den Milizen an, haben sie mit 12, 14 oder 16 Jahren schon so viele Greuelthaten begangen, dass einem bereits vom Anhören ihrer Erzählungen das Blut in den Adern gerinnt. Don Bosco nimmt sie auf, versucht sie zurückzuführen ins normale Leben – sofern das jemals gelingen kann.

„Einen gibt es unter ihnen, der hat uns bis heute nicht erzählt, was er begangen hat“, sagt Pater Mario und für einen kurzen Augenblick ist das sonnige Lächeln auf seinem Gesicht verschwunden. „Es muss sehr, sehr schlimm gewesen sein.“

Ja, in der Tat: es muss schlimm gewesen sein, schlimmer als nur Menschen zu erschießen, schlimmer als Mädchen zu vergewaltigen, schlimmer als schwangeren Frauen den Leib aufzuschlitzen und den Fötus an einem Stein zu erschlagen, schlimmer als einen Feind mit der Machete in Stücke zu hauen und dann Teile von ihm zu essen. Aber: Kann es schlimmeres überhaupt noch geben?

Wir können es uns wohl kaum vorstellen, haben Mühe, das wenige zu verarbeiten, was wir vom Hörensagen kennen. Diese jungen Menschen aber tragen all das in sich. Sie werden es nie vergessen können - am allerwenigsten jene, die gezwungen wurden, zur Armee zu gehen, und das sind wohl die meisten.

„Wir versuchen, sie mit den anderen zusammen zu tun, sie nicht zu isolieren. Am Anfang stiften sie sehr viel Unruhe, sind sie mehr als schwierig im Umgang, dann aber, mit der Zeit, legt sich das“, sagt Pater Mario. „Erstaunt haben wir bemerkt, dass diese Jungen am Anfang den Mädchen die Puppen entreißen und dass sie den Sport verweigern. Wir wissen nicht, was das zu bedeuten hat, wir haben keine psychologische Ausbildung. Aber wir sehen, dass es diesen Jungen gut tut, Verantwortung übertragen zu bekommen, zum Beispiel im Internat oder für andere soziale Aufgaben, sie widmen sich auch mit besonderer Hingabe den Allerkleinsten, betreuen sie wirklich fürsorglich.“



Des Menschen Herz kann grausamer sein als die Waffe

Gutes tun, um all das Grauen zu vergessen, das man begangen hat, anderen helfen, um in der Illusion leben zu können, wenigstens etwas wieder gut gemacht zu haben – die Erklärung drängt sich förmlich auf. In der Tat haben diese Jungen nach dem Vulkanausbruch doppelt soviel geleistet wie andere, überquerten sie nicht nur einmal die heiße Lava, um Alten Wasser zu bringen, trugen sie doppelt so viele Säcke an Lebensmittel zu Bedürftigen.

Auch in anderen Institutionen, internationaler oder staatlicher Natur, versucht man, junge Ex-Soldaten und Kämpfer wieder in die Gesellschaft zu integrieren, doch die Erfolge sind meist

zweifelhaft: die Betreuung ist kurz, viel zu isoliert und ohne Perspektive für diese jungen Menschen. Eine Einrichtung wie Don Bosco aber kann solchen jungen Menschen das Gefühl geben, eingebunden zu sein, getragen zu werden, der Gesellschaft wieder nützlich zu sein. Und sie gibt ihnen durch berufliche Ausbildung eine Zukunft für ihr Leben.

Genau vor Don Bosco blieb der Lavastrom stehen

Das Gelände von Don Bosco ist groß, dennoch reicht es nicht, all die Jungen und Mädchen zu versorgen, die mit dem Krieg und dem Vulkanausbruch gekommen sind : das Internat muss mehr Kinder aufnehmen und die Küche eine größere Anzahl von Mündern versorgen können, die Krankenstation braucht zusätzliche Betten. Und die Schule braucht weitere Räume, denn Don Bosco ermöglichte nach dem Vulkanausbruch anderen Schulen ihre Kinder auf dem Gelände weiter zu unterrichten - die Lava hat siebenundvierzig Schulen unter sich begraben. Ja, niemand hatte es für möglich gehalten, dass er es eines Tages doch ernst meinen würde, dieser schlanke, unruhige Berg, der so schön anzusehen ist und unversehens so gefährlich werden kann. Auch Pater Mario glaubte, als er die ersten Bewohner mit ihren Habseligkeiten fliehen sah, dass es nicht wirklich gefährlich werden würde. So oft schon war gewarnt worden und nie war etwas eingetroffen. Die Menschen von Goma hatten sich an die permanente und nie wirklich gewordene Gefahr gewöhnt. Als sich dann aber der Himmel rot färbte und die Erde immer stärker bebte, da mussten doch alle Kinder – es waren 280 an der Zahl – so schnell wie möglich evakuiert werden. Der Lavastrom blieb genau vor Don Bosco stehen, in weniger als 150 Meter Entfernung.



Was der Vulkan vom Stadtzentrum in Goma übrig ließ

Der Erleichterung, diesem kurzen glücklichen Moment, der tödlichen Glut entgangen zu sein, folgte aber bald darauf das Entsetzen. „Als das Auto zurückkam und wir gerade fertig geworden waren mit dem Aufladen der Lebensmittel und Matratzen“, erzählt Pater Mario, „da stellten wir mit Schrecken fest, dass da ein zweiter Lavastrom hinter dem ersten her kam. Diese zweite Lava kam nicht vom Vulkan selbst, sie war ganz in unserer Nähe aus der Erde hervorgebrochen – wir sahen sie

rasend schnell heran nahen, das Auto verließ in aller Eile das Gelände, die Lava folgte ihm auf dem Fuß.“

Aber auch diesmal war der Vulkan gnädig mit Don Bosco: der zweite Lavastrom teilte sich, floss rechts und links an Don Bosco vorbei. Niemand aber wusste, was noch geschehen würde, hohe Rauchwolken stiegen immer noch vom Krater auf und die Nacht erglühete vom Schein des Feuers, das sich durch die Stadt fraß. Noch wollte Pater Mario bleiben und einige der älteren Jungen blieben aus Solidarität bei ihm. „Die Hitze umschloss uns“, erzählt er, „giftige Dämpfe erschwerten das Atmen und heftige Erdstöße erschütterten immer wieder das Haus. Wir banden uns in Milch getränkte Tücher vor das Gesicht, um uns vor den Dämpfen zu schützen und erhoben uns in der Nacht immer wieder, um auf das Dach zu steigen, zu sehen, was weiter geschähe. Ich beobachtete die Hunde und den kleinen Affen in seinem Käfig ganz genau: wenn die Tiere verenden würden, wäre es auch für uns höchste Zeit zu fliehen!“

Es gibt im Leben bisweilen Helden, von denen niemand spricht

Am nächsten Morgen sahen sie, dass die Lava sie fast schon umzingelt hatte. Pater Mario erkannte, dass an ein Zurückholen der Kinder in dieser Lage nicht zu denken war. Das bedeutete: Er würde Don Bosco verlassen müssen, um nach den Kindern zu sehen und sie eventuell zu Don Bosco nach Kigali zu bringen. Er sagte zu den Jungen, die bei ihm waren,

dass sie gehen sollten, denn er könne nicht von ihnen verlangen, freiwillig zu bleiben, um auf das Zentrum aufzupassen. Doch fünf von ihnen sagten: wir bleiben.

Das hat aber Don Bosco gerettet, denn in Goma wurde jedes Haus leer geplündert, das während des Vulkanausbruchs allein gelassen worden war. Auch zu Don Bosco waren sie gekommen, die Plünderer, doch sie fanden das Gelände bewohnt und mussten so unverrichteter Dinge wieder abziehen. So gibt es bisweilen im Leben Helden, von denen niemand spricht.

Wenn diese jungen Männer nicht den Mut gehabt hätten zu bleiben, wäre alles, was einen Wert hat, aus Don Bosco verschwunden und es gäbe heute nichts mehr dort: keinen Hammer und keinen Bohrer, keinen Schraubstock und kein Schweißgerät, keinen Kochtopf und keinen Kühlschrank, kein Mikroskop und keine Medikamente, keinen Computer und kein Radio. Es hätte einen Verlust von Hunderttausenden bedeutet und ein Hilfswerk, das in gewisser Weise wieder hätte von vorn beginnen können.

Warum aber sind diese Jugendlichen geblieben, unter Gefahr für ihr Leben und um etwas zu schützen, das nicht einmal ihnen selbst gehört?

„Ich hatte ziemlich Angst als ich das Feuer sah und die Lava“, sagt einer von ihnen, der bei Don Bosco seine Ausbildung als Schreiner macht, „aber Pater Mario hat mich damals auf der Straße aufgelesen, Don Bosco ist mein Zuhause: Ich musste einfach bleiben.“

Die Autorin ist freie Beraterin für Gewerbeförderung und Berufsbildung in der Entwicklungszusammenarbeit.



Wären sie nicht geblieben, gäbe es heute in Don Bosco nichts mehr